

Der Weihnachtsfriede — oder über die Herstellung eines schlechten Gewissens

Wolfgang Beinert, Regensburg

Zu den bedeutendsten Bildern des wunderbaren Freskenzyklus' Giotto's in der Oberkirche von San Francesco zu Assisi zählt das letzte Gemälde an der Nordwand des Langhauses. Es stellt die Weihnachtsfeier von Greccio dar, wie die „Legenda maior“ Bonaventuras sie erzählt. Um die Andacht zum Jesuskind zu beleben, ließ Franz drei Jahre vor seinem Tod in dem Bergkloster an der Grenze zwischen Umbrien und Latium eine richtige Krippe mit Heu herrichten; auch Ochs und Esel durften nicht fehlen. Die Mette wurde zu einem großen Erlebnis für die vielen Menschen, die sie feierten. Ein frommer Edelmann sah sogar in der Krippe plötzlich ein Kind liegen, das Franziskus in die Arme schloß.

Bemerkenswert ist die Wiedergabe dieser Szene. Der Künstler hat den Bildraum durch einen Lettner quergeteilt; davor, dem Betrachter zugewandt, der Chor, in dem die Eucharistie gefeiert wird und Franz das Kind kost. Die Laienkirche ist nicht sichtbar, doch durch die geöffnete Tür des Lettners strömen Frauen in den Altarbezirk. Sie gesellen sich dem Priester, den Mönchen und den Männern aus der Umgebung zu. In einem einzigen Raum, dem Raum der heiligen Mysterien, sind die unterschiedlichsten Menschengruppen vereint: arme Bauern und der vornehme Adelige, Männer und Frauen, Laien, Kleriker und Mönche. Der mittelalterliche Zeitgenosse erkannte darin die ganze Menschheit. Ihre Gruppierungen und Unterschiedlichkeiten, die seinem hierarchischen Denken sehr wichtig waren, sind in Gegenwart der Krippe belanglos geworden. Bewirkt hat dies der armselige Mönch durch die Macht seines Betens, die Treue zum Wort Gottes und die Intensität der Nachfolge Christi. Sie führt ihn und mit ihm zusammen alle Menschen zur lebendigen Begegnung mit Jesus in der Ärmlichkeit von Betlehem. Die weihnachtliche Friedensbotschaft ist in der mittelalterlichen Gesellschaft verwirklicht. Sie ist auch heute noch eine Realität. Das will Giotto uns verkünden.

Hören wir ihm zu? Auch an diesem Weihnachtsfest wird wieder viel geredet werden von Menschlichkeit und Frieden, von Gottes Erbarmen und weihnachtlicher All-Einheit der Menschen. Doch alle diese großen Wörter haben ihre Unschuld längst verloren. Sie haben sich mit allen Ideologien und Systemen prostituiert; übrigens nicht erst seit heute. Man darf sich fragen, ob nicht auch schon im 13. Jahrhundert die großen Wör-

ter hohle Wörter waren und die raue Wirklichkeit der italienischen Querelen das Pastorale, die Hirtenidylle von Greccio als Wunschtraum erschennen ließ. Vielleicht war auch Giotto's Fresko Aufruf mehr denn Schilderung. Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß auch am grünen Holz der Christenheit bemerkenswerte Friedensverletzungen allezeit vorgekommen sind – nicht zuletzt, ja gerade auch namens des weihnachtlichen Friedensfürsten. Auch die Christen haben Unmenschlichkeiten begangen; man erinnere sich nur an die Religionskriege im Abendland. Heutzutage sind wir durch die Menschenrechtskampagnen (eine späte Frucht des Evangeliums!) für alles Unrecht am Menschen stark sensibilisiert. Jeder weiß, daß auch das die Brutalität der Gegenwart kaum mindert. Schließlich ist es wahr, daß zur Stunde wie zu allen Zeiten Christus und die Christen um der weihnachtlichen Botschaft willen der Verfolgung ausgesetzt sind.

Diese Botschaft wird also viel beschworen, kaum jedoch verwirklicht. Jesus polarisiert, er befriedet nicht. Schon Simeon hat das gewußt (Lk 2, 34 f.), und er selber hat es oft genug gesagt. Dem Friedensgesang der lukanischen himmlischen Heerscharen (Lk 2, 13 f.) steht die Desillusionierung von Mt 10, 34 f. entgegen: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert: Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter, und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein.“ Das macht uns zwar ein wenig perplex, aber Jesus sah die Dinge offenbar klarer als die Engel. Zufrieden sind wir aber mit dieser Einsicht nicht. Beides, die Gegenläufigkeit der biblischen Aussagen wie die triste Unfriedlichkeit in der Geschichte, bedrückt uns aufs äußerste. Warum ist es eigentlich so, wie es ist? Warum ist Jesus Krieg und Frieden in einem?

Es gibt nur eine Antwort, und die überrascht: Weil er der reine Mensch ist. Das Ereignis der Weihnacht ist der Grund dafür, daß der Friede gekommen und sofort bekämpft wird. Unser Erstaunen darüber kommt wohl daher, daß wir die Unmenschen gern in dunklen Farben malen. In den schon beinahe sagenhaften Zeiten des Schwarz-Weiß-Fernsehens bekamen die Bösewichte oft schwarze Hüte, die Helden weiße. Da weiß man, wie man daran ist. Im Leben ist es allerdings meistens ganz anders. Den absoluten Unhold finden wir dort gar nicht (– dazu macht ihn erst später die Legende). Es kann ihn eigentlich auch gar nicht geben, wenn es richtig ist, daß des Menschen Wille immer auf das subjektiv Gute gerichtet ist. Auch der Unmensch hat meistens durchaus objektive Güter im Sinn: das Vaterland, die Partei, die reine Lehre, den rechten Glauben, die Familie – oder wenigstens doch sich selber, der ja auch ein Mensch ist. Zur Un-

menschlichkeit sieht er sich immer nur gezwungen, um diese Werte zu sichern, zu wahren oder durchzusetzen.

Verteidigung ist nur aus der Position der Stärke heraus möglich. Man braucht also Macht, um die großen Güter zu bewahren. Selbst die höchsten Ideale lassen sich faktisch nur dann in die Tat umsetzen, wenn die Mittel da sind, alle Widerständlichkeiten auszuräumen. Sonst verkümmern sie. Als jüngst bei einem politischen Skandal ein Sündenbock dringend gesucht wurde, mußte der Mann gehen, der keine „Hausmacht“ hatte, wie die Zeitungen dies formulierten. Nachweislich hatte er mit der Sache selber am wenigsten zu tun; dafür gehörte er zu den Tüchtigsten der Mannschaft. Nun haben leider alle Menschen ihre Ideale und alle wollen Macht, um sie zu verwirklichen. Jetzt entstehen die Konflikte. Denn die Sicherung der eigenen Macht ist nur auf Kosten der fremden möglich, die nun auch gesichert werden muß. Es kommt zum Kampf; die Menschlichkeit gerät ins Gedränge. Leicht schlägt sie in Unmenschlichkeit um. Das ist die eigentliche Tragik der Geschichte. Nach Goethe ist der Teufel „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Vom Menschen ist augenscheinlich das Gegenteil auszusagen. Ist er die Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft?

An Weihnachten ist diese Frage von Gott mit Nein beantwortet worden. Das Menschenleben, das hier ans Licht der Welt kommt, ist die entschiedene Absage an den Teufelskreis der Macht. Sie ist um so eindrucksvoller, als im Licht der späteren Christologie deutlich wird, daß gerade diesem Neugeborenen alle Macht zu eigen ist. „Er war wie Gott, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein“, singt der Christushymnus des Philipperbriefes (Phil 2, 6–8). Der alle Macht hat, läßt sie fahren: „Er entäußerte sich, wurde wie ein Sklave . . ., erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod.“ Eben darin aber erweist er seine tiefe Menschlichkeit. Wir haben einen Satz ausgelassen. Als Sklave nämlich, ergänzt das Lied, „wurde er den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen“. Machtverzicht ist also menschlich! Der volle und echte Mensch entsagt ihr. Das kann uns nur mehr dann als paradox und weltfremd erscheinen, wenn wir vergessen, daß Macht unmenschlich macht.

An dieser Stelle braucht kein langer Beweis geführt zu werden, daß der Verfasser des Hymnus richtig gesehen hat. Die Ohn-Macht Jesu zeigt sich durch sein ganzes Leben, von der Krippe bis zum Kreuz. Er ist, so erklärt er in seinem Prozeß, ein wahrer König, aber er macht von seinem Königsrecht nicht den mindesten Gebrauch – nicht einmal dort, wo es um sein Leben geht. Ein opportunistischer Machtmensch wie Pilatus kann darob nur mit dem Kopfe schütteln, zumal ihm das auch noch als die eigentliche Wahrheit der Verhältnisse zugemutet wird (Joh 18, 36–38a). Muß man

nicht so einen Menschen eliminieren? Stimmt, was dieser sagt, bräche wahrlich die Revolution aus. Das aber heißt: Wo einer reiner Mensch ist, stellt er alles auf den Kopf. Er zwingt zur dezidiertesten aller Entscheidungen. Genau jene Schwertsituation entsteht, die Jesus angekündigt hatte.

Unsere Frage ist dadurch nicht gelöst, höchstens radikalisiert. Warum zwingt denn der reine Mensch die unreinen Menschen in eine so fürchterliche Situation? Was ist das eigentlich – der reine Mensch? Dem theologischen Interpreten des weihnachtlichen Geschehens erscheint ein neues Paradoxon. Der reine Mensch ist jener, der ganz mit Gott verbunden ist. Der eigentliche Mensch, das ist der Gott-Mensch. Tatsächlich laufen alle Zeugnisse, die wir über Jesus haben, darin in eins, daß er vom ersten Moment an in vollendeter Gleichförmigkeit mit Gott lebte. In klarer Erkenntnis seiner Persönlichkeit legt ihm der Hebräerbrief als Introitus seines Lebens die Psalmworte in den Mund: „Siehe, ich komme, deinen Willen, Gott, zu tun.“ (Hebr 10, 7) Wie der Eisenspan vom Magneten, wird er vom Willen Gottes bestimmt. So wird sein Gehorsam der innerste Grund seiner Ohn-Macht. Er will gar nichts für sich selber, weil er nichts als Gott will. Und weil Gott die Menschen will, will Jesus in Gott nichts anderes als die Menschlichkeit der Menschen. Ihnen gibt er sich radikal, so daß er „leer“ wird (Phil 2, 7). Gottes Liebe besteht darin, daß er diese Leere auffüllt: dem ent-äußerten Menschen wird er selber innerlich. Mit logischer Strenge schließt darum der Hymnus des Philipperbriefes von der Ohn-Macht weiter: „*Darum* hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der jeden Namen übertrifft, damit . . . jede Zunge bekennt: *Herr ist Jesus Christus.*“ (2, 9–11) Der Sklave wird zum König. Doch das ist nicht der gleiche Fall wie im Märchen vom armen Tellerwäscher, der Millionär wird. Nicht Zufall und „Glück“ walten in jenem Fall, sondern die Logik der Sache. Die menschenliebende und gottgerichtete Ohn-Macht ist äußerste Souveränität. Der Grund liegt darin, daß solche Ohnmacht nicht reine Passivität ist, sondern letzten Mut zur Entscheidung verlangt. Hier *überwältigt* Schicksal nicht, sondern wird *bewältigt*. Alle Mächtigkeit wird aufgeboten, nur eben nicht mehr zur Sicherung der Ideale, sondern schlicht zur Tat der Liebe. Wo solches geschieht, scheinen in der Tat die Dinge auf dem Kopf zu stehen. Wir ahnen aber, daß wir einer Illusion aufsitzen. Nicht die Dinge, sondern der Machtmensch steht auf dem Kopf, verkehrt ist nicht die Welt, sondern er selbst. Die Nacht von Betlehem (und jeder ihrer Wiederholungen, wie beispielshalber in Greccio) ist der Anfang von Gottes Gericht: es besteht darin, daß durch Jesus die Menschen aus-gerichtet werden. Sie kommen wieder in die rechte Lage – Kopf nach oben, Füße auf die Erde. Aus der Perspektive der Krippe ist Machtdenken nichts als wirklichkeitsfremd. Es entfremdet alle, die ihm nachhängen.

Noch einmal: diese Perspektive verlangt Mut. Man hat sich zu entscheiden. Wenn man alle Macht einsetzen muß, können die Bedenken nicht ausbleiben. Ist das Risiko nicht zu hoch? Steckt nicht hinter allem vielleicht doch bloß ein abgefeimter Trick, mittels dessen man (zugunsten anderer Macht) entmächtigt werden soll? Wird man von Christus und seiner Kirche nicht schlußendlich doch vereinnahmt? Die Zeichen stehen auf Alarm. Kein Wunder, daß wir instinktiv alle Mittel zur Sicherung der Macht aufbieten. So ist die Antwort auf den Ruf zur Ohn-Macht mit Jesus die Mobilisierung der Macht. Nachfolge Christi provoziert. So bringt die Botschaft der Engel nicht Frieden, sondern neuen Streit – auch denen, die ihr folgen möchten. Der Teufelskreis, den das Krippenkind aufgebrochen hat, droht von neuem sich zu schließen.

Kommt man noch aus ihm heraus? Oder bleibt Greccio ein Traum? Ist nicht – wir haben alle dieses unbehagliche Gefühl – die Forderung nach jener Ohn-Macht für uns utopisch? Auch für uns Christen? Die Kirche ist zwar nicht von dieser Welt, aber sie kann anderswo nicht leben und muß also mit ihr koexistieren. Das macht uns nicht gerade glücklich – aber anders denken heißt unrealistisch denken. Auch die Kirche braucht Einfluß und muß eine Lobby haben. Muß sie nicht gerade um ihrer Botschaft willen eine gewisse Macht besitzen, damit sie wenigstens ein wenig gehört wird? Man kann tausend konkrete Argumente finden, die das belegen.

Das alles wird nicht von der Hand gewiesen. Nur – was beweist es? Folgt daraus nicht lediglich, daß wir von der Wirklichkeit von Betlehem und Greccio noch weit entfernt sind? Muß nicht die Erkenntnis lauten: Franz ist allein geblieben? Im Klartext: wir sind schlechte Nachfolger Christi; wir haben nicht genügend Mut; uns mangelt echte Liebe; wir wagen nicht die christliche Entscheidung. Weihnachten ist uns noch nicht zum Gericht geworden, das in Gott uns recht macht. Folgt aus dieser Einsicht die Umkehr unseres Machtdenkens? Dann wäre die Botschaft der Engel wahr geworden und Greccio neu belebt.

Möglicherweise aber sind wir gar nicht machtvoll genug, um die klare Entscheidung für Christus zu treffen. Eines wäre freilich denkbar. Wenn das stimmt, was wir bedachten, dann können wir nicht ruhig weiterexistieren wie bisher. Wenigstens ein schlechtes Gewissen sollten wir jetzt haben. Weil Christus noch umsonst geboren ist. Wenn uns das Fest in diesem Jahr nicht in trügerischer Sicherheit wiegen würde, sondern uns unruhig machte, wäre nicht alles, aber viel gewonnen. Der erste Schritt auf dem weiten Weg nach Betlehem wäre getan. Dort aber eint die Fülle der Liebe Gottes alle Welt – weit mehr als Giotto ahnen konnte, da er den Frieden von Greccio malte. Gott schafft ihn in Jesus Christus (Lk 2, 14). Der Friede hat immer seine Chancen. Unser Gewissen auch.